Zeitschrift: Arbido

Herausgeber: Verein Schweizerischer Archivarinnen und Archivare; Bibliothek Information Schweiz

Band: 19 (2004)

Heft: 9

Artikel: "The medium is the message" : die Virtualisierung und Kommerzialisierung des Archivs aus historischer Sicht : Vortrag an der Tagung "Volle Speicher - leere Kassen" im April 2004 in Zürich (vgl. Arbido 7-8/2004)

Autor: Tanner, Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-768870

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«The medium is the message»: Die Virtualisierung und Kommerzialisierung des Archivs aus historischer Sicht

Vortrag an der Tagung «Volle Speicher – leere Kassen» im April 2004 in Zürich (vgl. *Arbido* 7 – 8/2004)

Jakob Tanner
Professor für Geschichte
der Neuzeit
Universität Zürich

«The medium is the message»: dieser vielfach zitierte und variierte Titel steht über dem ersten Kapitel des Buches «Understanding media» von Marshall McLuhan. In dieser Publikation, die auf Deutsch «Die magischen Kanäle» heisst[1], vertritt McLuhan die These, dass das Medium «in seiner Funktion und praktischen Anwendung (...) die Botschaft ist»[2] oder dass – anders ausgedrückt und nochmals ein Zitat – «das Medium Ausmass und Form des menschlichen Zusammenlebens gestaltet und steuert.»[3] Das heisst auch, dass eine Analyse, die davon ausgeht, dass Medien neutrale Apparate oder Technoinstallationen sind, die Nachrichten oder Inhalte verbreiten, zu kurz greift.

Mehr noch: Gerade die Illusion, ein Medium sei ein neutrales Instrument, das zum Guten oder zum Bösen genutzt werden könne, diesem die Macht verleiht, «seine eigenen Postulate dem Ahnungslosen aufzuzwingen»[4].

Was haben diese Feststellungen mit einem Archiv zu tun? Sind Archive Medien? Diese Frage kann – auch, aber nicht nur mit Blick auf einige interessante Feststellungen McLuhans – bejaht werden. Wichtig ist hier vor allem die Erkenntnis, dass Medien immer an bereits Vorhandenes anschliessen, d.h. dass der «Inhalt» eines Mediums immer ein anderes Medium ist. Ob Filme, Fotografien, Tonträger, Bilddokumente oder papierene Quellen von Staaten, Unternehmen oder anderen Organisationen archiviert werden, ist dabei weniger wichtig als die Einsicht, dass sich in solchen Einrichtungen Medien verschachteln, dass wir es gewissermassen mit Medienkaskaden zu tun haben.

Jemand hat – sich im allgemeinen Medium der Sprache artikulierend – gesprochen, das Gesprochene wurde auf dem Medium eines Tonträgers registriert oder in das Medium von Druckbuchstaben übersetzt, diese Medien lagern nun im Medium Archiv, das seinerseits daran ist, sich mit dem Medium des Cyberspace zu verkoppeln, das wir dann wieder mittels alphanumerischer Tastaturen oder so genannter «Mäuse» bedienen: Das ist ein Beispiel für eine solche Medienkaskade, und wenn an dieser Tagung immer wieder davon die Rede war, wie z.B. Traditionsfirmen, die schöne Lexika in Goldschnittausgaben anboten, ihre Dienstleistungen nun auf dem Netz anbieten können, so geht es um dasselbe Problem.

Auch Mc Luhan befasst sich damit; das entsprechende Kapitel heisst «Energie aus Bastarden»; es hat den schönen Untertitel «liaisons dangereuses» und um zu verdeutlichen, was der Autor mit der Gefährlichkeit solcher Operationen im Auge hat, setzte er gleich in den ersten Abschnitt den Satz – ich zitiere (und während ich vorlese, sollten Sie vergegenwärtigen, dass es sich um einen Text aus dem Jahre 1964 handelt): «Durch Kreuzung oder Hybridisierung von Medien werden gewaltige neue Kräfte und Energien frei, ähnlich wie bei der Kernspaltung oder der Kernfusion.»[5]

Wenn wir in diesem Bild bleiben, können wir nun fragen, ob das Potential, Archive zu virtualisieren, sie in Modi des elektronischen Speicherns, Transferierens und Umwandelns digitalisierter Information zu verwandeln, eine Zeitbombe ist, welche dann eines Tages hochgeht und die Archive der Moderne implodieren lässt.

Dass dies nicht eintreten wird, dafür sind auch Tagungen wie die heutige da, welche die Hybridisierung von Medien – ob nun «Mediendatenbank», «Memobase», «Textminingverfahren», «automatische Kategorisierung» oder sonst wie genannt – auf kontrollierte Bahnen lenken können; die von McLuhan in Aussicht gestellte «Kernfusion» wird so in einen durch Experten moderierten Informationsreaktor integriert, was es ermöglicht, die freigesetzten Energien als kulturelle Ressourcen der Wissensgesellschaft zu nutzen.

Das ist ein Ziel, das ohne Sie nicht zu erreichen ist und das deswegen so wichtig ist, weil nur so das Potential, das in diesen Entwicklungen angelegt ist, produktiv gemacht werden kann, im Sinne von McLuhan, der das so formulierte: «Der Bastard oder die Verbindung zweier Medien ist ein Moment der Wahrheit und Erkenntnis, aus dem neue Form entsteht.»[6]

Diese «neue Form» ist – das haben historische Untersuchungen längst deutlich gemacht – kein deterministischer Reflex einer naturwüchsigen Wissenschafts- und Technikevolution, sondern das Resultat sozialer Kommunikations-, Aushandlungs- und Lernprozesse.

Dieses kommunikative Lernen wiederum kann nicht unabhängig vom kulturellen Gedächtnis einer Gesellschaft verstanden werden und dieses Gedächtnis hat mit der Existenz von «Speichern» zu tun, oder, besser: mit dem Umgang gesellschaftlicher Kräfte und Akteure mit «Speichern».

«Leere Kassen» sind – das suggeriert der Titel der Tagung – ein wirksames Mittel, um nicht nur volle Speicher zu immobilisieren, sondern ihren künftigen Auf- und

[1] Marshall Mc Luhan, Die magischen Kanäle, Düsseldorf, 1992.
[2] Do., S. 21.
[3] Do., S. 23.
[4] Do., S. 33.
[5] Do., S. 84.
[6] Do., S. 95.

Ausbau überhaupt in Frage zu stellen. Daraus würde dann ein Zustand resultieren, in dem Information, kaum ist sie in die mediale Öffentlichkeit hineinprozessiert worden, «gelöscht» wird.

Wenn nichts mehr übrig bliebe, wenn es keine «Speicher» gäbe, würde eine totale Gegenwärtigkeit und mit ihr eine Totaldisponibilität im jeweils Aktuellen entstehen. Es entwickelte sich eine völlige Geschichtslosigkeit, und – als Gegenstück – eine Zukunftsblindheit und die Gesellschaft könnte sich dann umso mehr in kompetitiver Betriebsamkeit und organisierter Verantwortungslosigkeit erschöpfen.

Damit ist ein zentrales Problem der Gegenwart angesprochen, das unverkennbar eine ethische Dimension aufweist. Es ist keineswegs auf das Archiv- und Dokumentationswesen beschränkt. Es umfasst vielmehr die ganze Wissenschaft, das Mediensystem und den gesamten Komplex der Informations- und Kommunikationstechnologien, welche im Verlaufe der vergangenen Jahrzehnte die Grundlagen für wirtschaftliches Handeln im Weltmassstab völlig umgekrempelt haben.

In verschiedensten Bereichen lässt sich heute ein enger Zusammenhang, ein Wechselwirkungsverhältnis zwischen Virtualisierung, Globalisierung und Kommerzialisierung beobachten. Unter diesen Bedingungen steigt der Verwertungsdruck; immer mehr wird auch Information zur Ware, d.h. zu einem wirtschaftlichen Gut, das durch immaterielle Eigentumsrechte abgesichert und in Marktbeziehungen gehandelt wird. Diese neuen *property rights* stellen auch *property power* dar. Die Frage, wer gesellschaftlich mächtig ist, verschiebt sich von der Verfügung über materielle Ressourcen hin zum organisierten Zugriff auf volatiles Wissen, sie stellt sich neu als Kontrolle über Information.

Der «WSIS», der «Weltgipfel zur Informationsgesellschaft», der Ende letzten Jahres in Genf tagte und sich inzwischen auf die auf Frühjahr 2005 geplante Fortsetzung vorbereitet, hat diese Fragen denn auch auf globaler Stufenleiter auf die Traktandenliste gesetzt (...).

Ich möchte hier nur nochmals festhalten, dass in der verabschiedeten Grundlagendeklaration von «common desire and commitment to build a people-centred, inclusive and development-oriented Information Society» die Rede ist, in der «everyone can create, access, utilize and share information and knowledge, enabling individuals, communities and peoples to achieve their full potential in promoting their sustainable development and improving their quality of life».

Das sind hohe Ansprüche, die zur Formulierung einer neuen «Informationsethik» beigetragen haben. Diese soll ein Gegengewicht zu den Exklusionstendenzen schaffen, die im Kommerzialisierungstrend deswegen angelegt sind, weil sich dieser in einer durch schroffe Ungleichheiten charakterisierten Weltgesellschaft entfaltet.

Entgegen der Meinung so genannter «Traditionalisten», die davon ausgehen, dass die vorhandene «Moraltheorie» völlig ausreichen würde, um die neuen Probleme der Virtualisierung und der Informations- und Kommunikationstechnologien zu lösen, sind problemsensitivere Geister der Ansicht, dass den neu entstehenden «Informationsobjekten» und auch der «Infosphäre», welche diese «Objekte» stabilisiert, ein eigener moralischer Wert zukommen muss; daraus wird die Pflicht abgeleitet, diesen Wert zu garantieren und – als kleinen gemeinsamen Nenner einer Informationsethik – eine «Entropie in der Infosphäre zu vermeiden».

Archive und Dokumentationsstellen sind aus dieser Sicht anti-entropische Einrichtungen, welche die Gesellschaft davor bewahren, Information im Zuge ihrer medialen Verwertung auch gleich wieder zu vernichten und sich damit auch vom Informationsstrom der Vergangenheit abzuschneiden.

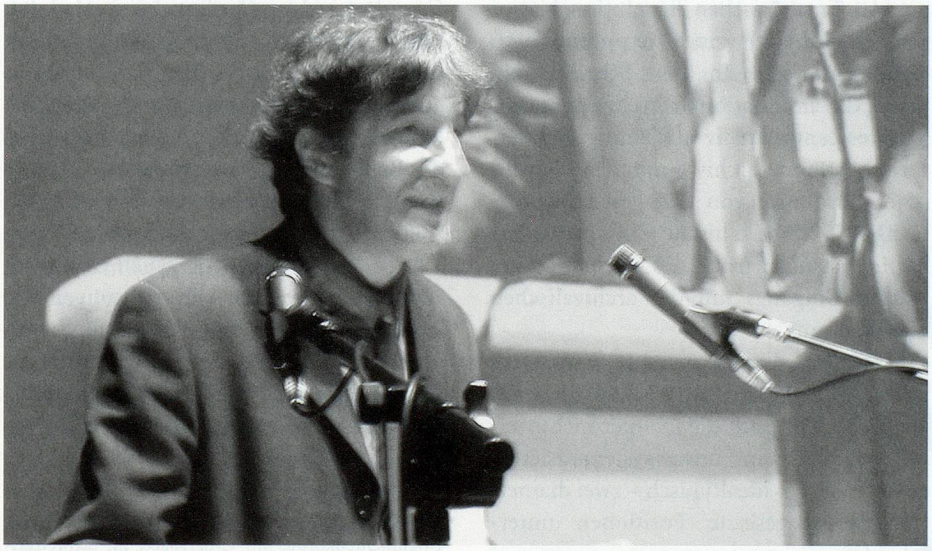
Das ist ein etwas abstrakter Gedanke – Rechtswissenschaftler haben, um ihn zu plausibilisieren, auf Parallelen zur Ökologie-Problematik der 1960er und 1970er Jahre hingewiesen. Auch damals musste die Ökologie überhaupt erst den Nachweis erbringen, dass ein Umweltproblem vorliegt, dass der Markt als Instrument versagt, um Akteuren die vollen Kosten ihres Handelns bewusst zu machen.

Medien, vor allem das Fernsehen, welche z.B. das Bild eines fragilen blauen Planeten verbreiteten und diese Ikone einer «Sorge um die Zukunft der Erde» im kollektiven Imaginarium verankerten, haben dann dazu beigetragen, ein öffentliches Bewusstsein für «negative Externalitäten» zu schaffen und zu zeigen, dass es – neben legitimen privaten Verfügungsrechten und Wirtschaftsinteressen – auch ein «öffentliches Gut» namens Umwelt gibt, dessen Schicksal nicht einfach jenen, welche die grösste Kaufkraft kommandieren, anheimgestellt werden kann.

Vielmehr hat sich die Einsicht durchgesetzt, dass die Gesellschaft rechtliche Instrumente und politische Mechanismen entwickeln muss, um den Zugang zu den Ressourcen des Lebens – ich erwähne nur das Wasser und damit eines der zentralen globalen Versorgungsprobleme der Gegenwart – effizient abzusichern.

Selbstverständlich wäre es naiv, davon auszugehen, diese Einsicht hätte bereits zu befriedigenden Zuständen geführt. Das ist mitnichten der Fall. Aber ohne das Bewusstsein, dass hier ein Problem vorliegt, dass dafür gesorgt werden muss, dass «öffentliche Güter», dass die «global commons» nicht in privaten Taschen verschwinden, gäbe es überhaupt keine entsprechende Problemlösungsperspektive.

Heute gilt es – dies ist ein plausibler Analogieschluss – Softwareingenieure, Bibliothekare, Archivare, Dokumentalisten, Wissenschaftler, Forscher im Biotech-Bereich und weitere Gruppen dafür zu sensibilisieren, dass sie sich ebenfalls für die Erhaltung einer *public domain* einzusetzen



Jakob Tanner: «Immer mehr wird auch Information zur Ware, d.h. zu einem wirtschaftlichen Gut, das durch immaterielle Eigentumsrechte abgesichert und in Marktbeziehungen gehandelt wird.» Foto: Denis Martin, RDB.

haben, weil nur so die *global commons* der Informations- und Wissensgesellschaft gesichert werden können.

Die Frage, ob der Markt oder der Staat für die Verteilung und Bereitstellung dieser öffentlichen Güter zuständig ist, erscheint aus dieser Perspektive als sekundär gegenüber der viel wichtigeren Frage, ob eine bestimmte Wissensressource überhaupt tradiert und grundsätzlich in ihrem Reichtum zugänglich bleibt oder ob sie unter das Diktat kurzfristiger Verwertungsinteressen und Nützlichkeitskriterien gerät und damit ausgezehrt und schliesslich zerstört wird.

Es gibt im Spannungsfeld «Freiheit versus Kontrolle», das in den Diskussionen des WSIS im Zentrum steht, einen *trade off* zwischen «Verpreisung» und Gratisangebot; Unternehmen, die Information gegen Bezahlung anbieten, schliessen nicht nur potentielle Benutzer, die über keine ausreichende Kaufkraft benutzen, aus, sondern stellen Kontrollmächte dar. Sie fungieren als einflussreiche Selektoren, welche die Relevanztopographie, nach der Wissen der Vergangenheit als «wichtig» oder «unwichtig» eingestuft wird, massgeblich gestalten.

Unter diesem Aspekt ist die Sicherung öffentlicher Güter an staatliche Intervention gebunden; nur durch eine politische Mediatisierung kann es aus dieser Perspektive gelingen, ein breites Angebot an Informationen jenseits eines beschränkten Rentabilitätskalküls bereitzustellen.

Es gibt jedoch genügend Beispiele, die zeigen, dass es gerade kommerzielle Verwertungsmöglichkeiten sind, die mit dazu beitragen, dass das Informationsangebot jene Breite und zeitliche Kontinuität erhält, die wir heute benötigen.

Aus diesem Blickwinkel stellt sich die Frage eher in Richtung Wettbewerbspolitik: Wie lässt sich verhindern, dass einige wenige Firmen den Informationsmarkt beherrschen, wie lässt sich eine optimale Diversität von kompetitiven «Wissensanbietern» und damit ein Breitenrecycling von allen möglichen Informationstypen zu nicht prohibitiven Preisen erreichen?

Das Problem stellt sich also weniger in Form eines Kampfes für den «richtigen» und gegen den «falschen Weg», sondern es handelt sich darum, in einer einigermassen unübersichtlichen Lage neue Verfahren zu entwickeln, mit denen sich Positivsummenspiele zwischen widersprüchlichen Interessenlagen aufstarten lassen.

Am Gelingen dieser Aufgabe hängt allerdings sehr viel. Es geht hier – dies klingt emphatisch, lässt sich aber m.E. zwingend begründen – um die Zukunft der Freiheit – oder um die Freiheit in der Zukunft.

Aus historischer Sicht ist es nun besonders interessant, die Entstehung von öffentlichen Gütern und die Auseinandersetzung um Freiheitsrechte zu untersuchen[7]. Die Archive des Staates stellen ein lohnendes Untersuchungsobjekt für diese Fragestellungen dar.

Die Anfänge der Archive, die wir heute kennen, reichen in das ausgehende Mittelalter zurück. Im frühmodernen Territorial- und Verwaltungsstaat gingen Herrschaft und Schrift eine enge Symbiose ein. Mündlich tradierte Observanzen wurden durch papierene Dokumente ersetzt und so bekamen die Archive eine eminente Bedeutung für die Herrschaftsausübung und -legitimation.

Entsprechend ausgeprägt war der Zorn der Untertanen auf Archive, die auch etwa als «Brustwehr des Staates» bezeichnet wurden: Der Ort der Aufbewahrung von Dokumenten wurde als Machtmedium der Herrscher betrachtet, er war der Tresor, in dem die Rechte der Landbevölkerung «gefangen» gehalten wurden.

In den sich formierenden Territorialstaaten wurden im *Ancien Régime* anlässlich von Revolten regelmässig Archive gestürmt und in Brand gesteckt. In diesen Flammen sahen die Untertanen das Fanal für die Abdankung von Herrschaftsträgern, die ihre Machtausübung auf Strategien der Informationskontrolle abstützten.

Mit der Aufklärung bahnte sich im 18. Jahrhundert ein neues Verständnis des Menschen und seiner Grundrechte an. Nun kam es zu einem Positivsummenspiel von politischer Öffentlichkeit und Informationsspeichern.

Das moderne Archiv ging dann direkt aus der Französischen Revolution hervor und es war in seiner Grundintention emanzipatorisch. In der Schweiz z.B. wurde das erste nationale Archiv, ein so genanntes Zentralarchiv (das heutige Schweizerische Bundesarchiv), mit der Helvetischen Revolution von 1798 geschaffen.

Die US-amerikanische *freedom of information* ist Ausdruck eines solchen aufgeklärten Umgangs mit der archivalischen Überlieferung.

Wenn wir diese spannende, keineswegs unilineare, sondern an Wechselfällen reiche Geschichte, auf die ich hier nicht weiter eingehen kann, etwas systematisieren, so lassen sich – idealtypisch – zwei diametral entgegengesetzte Positionen unterscheiden.

Im einen Fall, der einem *autoritären* Staatsverständnis entspringt, wird *freedom of information* als politisches Sicherheitsrisiko betrachtet. Weil sich die in Papier sedimentierte Überlieferung gesellschaftlicher und politischer Vorgänge nicht direkt auf die Interessen der Macht eng führen lässt, wird der Zugang zu den Quellen verhindert. Staat und Archiv verbünden sich zu Zwecken der Herrschaftssicherung und -legitimierung gegen alle jene, die aus unterschiedlichsten Gründen an einer Einsicht in historische Dokumente interessiert sind – und hier sind in erster Linie die HistorikerInnen zu nennen. Das läuft auf eine Art Kollusion zwischen staatlichen Institutionen gegen die zivile Gesellschaft hinaus.

Das Amtsgeheimnis wird in solchen Fällen zu einem Staatsschutzdispositiv ausgebaut, das insbesondere dazu dienen soll, ein mythisch überhöhtes Geschichtsbild und andere Fiktionen zu pflegen und staatliche Akteure vor kritischen Nachfragen zu schützen. Auch in einer liberalen Gesellschaft gab der Zugang zum Archiv immer wieder zu Konflikten Anlass. Noch in den 1950er und 60er Jahren liess sich auch in der Schweiz eine Abwehr von Historikern, die Dokumente einsehen wollten, beobachten.

Im entgegengesetzten Fall wird das Archiv als ein «öffentliches Gut», d.h. als eine Einrichtung begriffen, die im Rahmen bestimmter, generalisierter Regeln dem interessierten Publikum offen steht. Dieses Verständnis hat sich seit den 1970er Jahren breit durchgesetzt, womit sich die Unterschiede zwischen der amerikanischen *freedom of information* und dem (kontinental)europäischen Verständnis faktisch weitgehend auflösten.

Während in den USA Bürgerinnen und Bürger grundsätzlich Anrecht auf freien Zugang zu den Archiven haben (ein Grundsatz, der allerdings weitgehenden Einschränkungen unterliegt und praktisch schwierig zu verwirklichen ist), wurde in europäischen Ländern in aller Regel die Beweislast umgekehrt definiert; hier war es der Benutzer, der beweisen musste, dass er ein Anrecht auf die Information hat.

Beide Ansätze konvergieren seit den 1980er Jahren in einem neuen Selbstverständnis archivalischer Einrichtungen, die sich zunehmend und unabhängig von unterschiedlichen Rechtsgrundlagen als kundenorientierte und benutzerfreundliche Dienstleistungsbetriebe definieren.

---

[7] Jakob Tanner, Von der «Brustwehr des Staates» zum Dokumentenkorpus im Cyberspace, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, Vol. 53 (2003), S. 345 – 349.

[8] Michel de Certeau, Arts de faire, Paris, 1990. S. 217f.

Das Archiv wird so zum öffentlich zugänglichen «Informationstransmitter» und kann als leistungsfähiges *Interface* zwischen Staat und Öffentlichkeit beschrieben werden. Hauptanliegen ist nicht mehr die Sicherstellung potentiell gefährlicher Gedächtnisspuren. Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit wird vielmehr als offener Prozess begriffen, für den die Geschichtsschreibung Grundlagen erarbeitet, der jedoch durch keine Instanz monopolisiert werden kann und darf.

Wie so häufig in der Geschichte lässt sich auch hier beobachten, dass zum Zeitpunkt, in dem ein altes und immer wieder zu heftigen Auseinandersetzungen Anlass gebendes Problem gelöst schien, die Fragestellung sich verschob. Heute lässt sich tatsächlich eine folgenschwere Verlagerung der ganzen Archivproblematik beobachten.

Angesichts der Informationsexplosion in der Wissensgesellschaft, die durch elektronische Datenverarbeitung und neue Medien ausgelöst oder verstärkt wurde, könnte sich nämlich die geschilderte Öffnung der Archive im Zeichen eines demokratischen Partizipationsmodells, eines rechtsstaatlichen Gleichbehandlungspostulats und eines administrativen Transparenz- und Rationalitätskriteriums als Pyrrhussieg für die demokratische Öffentlichkeit und die Geschichtsschreibung erweisen.

Das hängt damit zusammen, dass die Annahme, im Archiv befänden sich die «wichtigen Sachen» und das Problem beschränke sich auf den Zugang, nicht mehr realistisch ist. Denn die Volatilität dieser Information, ihre flüchtige, virtuelle Existenz auf instabilen Datenträgern und ihre unbeschränkte Kopierbar- und Transformierbarkeit führt am klassischen Ort des Archivs zu irritierenden Auflösungsphänomenen.

Diesbezüglich kann eine Überlegung des französischen Historikers Michel de Certeau weiterhelfen, der zwischen Ort und Raum unterschieden hat. «Ein Ort ist die Ordnung (egal welcher Art), nach der Elemente in Koexistenzbeziehungen aufgeteilt werden. (...) Ein Ort ist also eine momentane Konstellation von festen Punkten.»[8]

Ort ist nach dieser Definition Materialität, physische Ausdehnung. Ein Archiv als Ort braucht Platz, die Bestände stapeln sich, sie gehorchen einer physikalischen Logik, man kann nicht zwei Dossiers am selben Ort versorgen, und wenn – wie gerade beim Zürcher Staatsarchiv der Fall – die Zugänge trotz «papierlosem Zeitalter» unentwegt wachsen, muss eine neue Baugrube ausgehoben werden, mit der neue physische Speicherkapazitäten geschaffen werden können.

Der Raum wird nun von de Certeau als «Ort in Aktion» definiert. Er ist «ein Geflecht von beweglichen Elementen. Er ist gewissermassen von der Gesamtheit der Bewegungen erfüllt, die sich in ihm entfalten.» Oder – anders ausgedrückt: «Insgesamt ist der Raum ein Ort, mit dem man etwas macht.»

Sie können sich den Unterschied anhand einer Strasse vorstellen: Die Strasse als Ort kann, wenn Sie sich die Altstadt von Zürich vor Augen halten, eine enorme Kontinuität über die Zeit hinweg aufweisen, als Raum ist sie jedoch einem steten und prägnanten Wandel ausgesetzt, Menschen machen mit Strassen immer wieder Neues, der Gebrauch des öffentlichen Raums verändert sich stets.

Im Unterschied zur Strasse, die als Ort kaum angefochten ist, droht das Archiv als eine durch eine spezifische Materialität geprägte Einrichtung durch die Konstituierung neuer Informationsräume zu verschwinden. Das ist zumindest eine These, die im Hinblick auf die neuen Möglichkeiten der Speicherung und Transformation von Dokumenten formuliert wird. Ich kann sie in ihren verschiedenen Dimensionen nicht ausloten. Auch die Ausweitung der Problematik – von den staatlichen Archiven weg, hin zu privaten Unternehmen, öffentlichen Medien, Nichtregierungsorganisationen und so weiter – muss hier ebenfalls unterbleiben. Es bleibt dafür die Zeit, abschliessend zwei Überlegungen zu entwickeln, die sich auf das Problem der Archivierung in einer Informationsgesellschaft beziehen:

Der *erste Punkt* bezieht sich auf die Materialität der Quellen, von der bis vor einigen Jahrzehnten ausgegangen werden konnte: Die Dokumente hatten die physischen Bedingungen ihrer Vergänglichkeit und Aufbewahrung inkorporiert. Es gab die Aura des Originals im Archiv. Das Kassieren von Quellenbeständen war mit der physischen Vernichtung von Papierbergen verbunden, wobei der Tendenz nach die Mülltonne durch den Shredder abgelöst wurde.

Heute ist dieser Vorgang des Kassierens in vielen Bereichen einfacher geworden. Wenn die Information nicht mehr aus Papier besteht, sondern auf einem Datenträger – in einer nicht direkt zugänglichen und lesbaren Form – gespeichert ist, dann ergeben sich neue Möglichkeiten, sowohl für Multiplikation wie auch für Destruktion. Kassieren besteht nur noch in einem diskreten Tatstendruck, der den innern Zustand eines komplexen Speichermediums ändert. Gefragt ist unter diesen Bedingungen ein reflektierter und kontrollierter Umgang mit *delete*-Reflexen.

Das Personal eines öffentlichen Archivs braucht heute ein Sensorium für die komplexen Datenflüsse in Netzwerken und für die Möglichkeiten, diese exorbitant gewachsenen Informationen im geeigneten Moment abzuzweigen und archivadäquat zu konservieren, was nicht mehr einfach sachgemässe Lagerung unter konstanter Temperatur und Luftfeuchtigkeit, sondern periodisches Aufdatieren auf dem Pfad der Computerentwicklung bedeutet. Dies setzt vor allem neue Kooperationsformen und Kompetenzzuschreibungen zwischen Archiv- und Dokumentationsexperten auf der einen Seite und den virtuellen «Aktenbildnern» in unterschiedlichsten Institutionen voraus.

Zweitens stellt sich ein umfassenderes Problem. Die Ausgangsthese ist hier folgende: Je mehr Information in einer Gesellschaft zirkuliert, desto stärker wird die Aufmerksamkeit zu einem knappen Gut. Der ökonomische Ansatz hat plausibel gezeigt, dass Gesichtspunkte des Haushaltens

Anzeige

desto wichtiger werden, je knapper eine Ressource ist.

In modernen Gesellschaften, in denen die Information explodiert, ist diesbezüglich ein kritischer Schwellenwert erreicht worden. Aufmerksamkeit hat – um Georg Francks Studie zur «Ökonomie der Aufmerksamkeit» zu zitieren – «in ihrer Eigenschaft als Produktionsfaktor einen historisch beispiellosen Aufschwung» erlebt und ist «generell zur wichtigsten Quelle der Wertschöpfung geworden».

Das Problem, das sich für Historikerinnen und Historiker stellt, lässt sich deshalb zugespitzt in die Frage übersetzen: Sollen bestimmte Segmente des World Wide Web (WWW) – des «Netzes der Netze» – künftig periodisch archiviert werden? Oder ist das aufgrund der Unermesslichkeit des Cyberspace längst nur noch ein frommer Wunsch? Wenn wir realistischerweise davon ausgehen und das World Wide Web als «Information in Bewegung» verstehen, so erscheint jeder Versuch, die fortwährenden neuen Internet-Auftritte und die *updates* alter Homepages in irgendeine Archivform zu bringen und damit in ihrem dauernden Veränderungsprozess dokumentierbar zu machen, als Atavismus.

Doch so einfach präsentiert sich das Problem auch wieder nicht. Denn auch wenn Archivinformatik und apparategestützte Arbeit an Dokumenten künftig perfektioniert und ausgeweitet werden, bleiben traditionelle Formen der Aufbewahrung von Quellen wichtig.

Das Archiv als Ort wird also nicht verschwinden; die Annahme, es würde sich gleichsam in hypermobile Informationsräume hinein vaporisieren, scheint mir schlecht begründet.

Dennoch verändert sich die Wahrnehmung des Archivs. Der Kunsttheoretiker Boris Groys hat ein Argument entwickelt, das auch für die politische Sphäre von Belang ist[9]. Groys geht davon aus, dass die Archive nicht mehr als Repräsentationsraum von Dingen, die Auskunft über den Zustand vergangener Welten geben, aufgefasst werden können. Archive sind vielmehr dynamische Systeme mit einer Eigenlogik, welche nicht die Wirklichkeit abbilden, sondern die Wahrnehmung und Deutung auf genuine Weise prägen. Damit sind wir wieder beim McLuhanschen Diktum «The medium is the message» angelangt.

Konsequenz dieser Überlegungen ist das Plädoyer für ein Archiv, das sich als Ort der «Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen» versteht und das sich in dem übt, was man heute neudeutsch *mixed mode institution* nennt.

Als Institution, die in einer Welt rapid beschleunigten kulturellen Wandels ihre immensen zeitlichen Tiefenschichten neu begreifen lernt, könnte das Archiv eine zukunftsträchtige Koexistenz wissenschaftlicher Praktiken ermöglichen: Es gibt jene, die mit Hochleistungsmaschinen Dokumente aus der Vergangenheit oder zeitgeschichtliche Zeitreihen im Büro auf dem Bildschirm visionieren, bequem in den Beständen blättern und dazwischen eine Statistikfunktion betätigen – , und es gibt andere, die sich im Lesesaal des Archivs kontemplativ über Originalquellen beugen, an denen sich uralter Staub festgesetzt hat, und die zwischendurch stoisch in ihr Taschentuch niesen.

Heute handelt es sich längst nicht mehr um getrennte Benutzergruppen, sondern um Historikerinnen und Historiker, die beides nacheinander können und wollen. Das Archiv muss also beiden Nutzungsformen gerecht werden. So kann es sowohl die Vorteile einer netzgestützten Wissensgesellschaft ausschöpfen als auch den Reichtum des komplex geschichteten Gedächtnisses menschlicher Gesellschaften dokumentieren. Das ist es, was mir vorschwebt. ■

«Imaginer la guerre»: Ausstellung im Bundesarchiv

Das Schweizerische Bundesarchiv (BAR) zeigt bis zum 17. Oktober 2004 die Ausstellung «Imaginer la guerre – Der schweizerische Generalstab 1804 bis 2004». Die Ausstellung thematisiert Biographien, Kommunikation, Ausbildung und Richtungsdiskussionen.

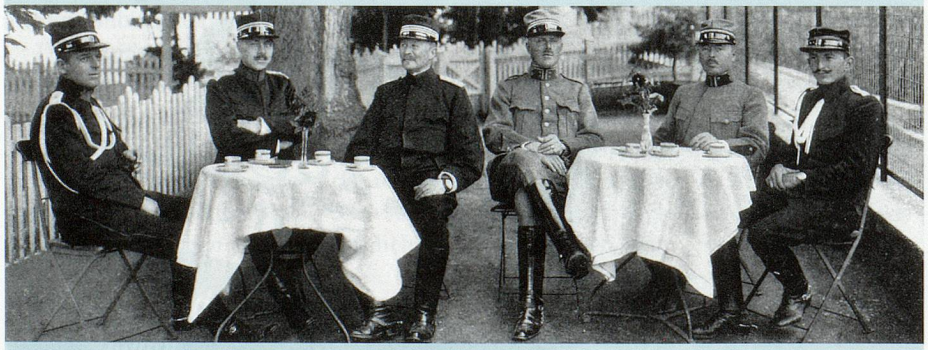
200 Jahre lang führte der Generalstab die Armee in Friedenszeiten und war für die Verteidigungsbereitschaft der Schweiz verantwortlich. Er setzte Vorgaben im Spannungsfeld zwischen Politik, Verwaltung und Armee um und reagierte auf veränderte Bedrohungslagen. Mit der Armeereform ist der Generalstab als eigenständige Organisation per 31. Dezember 2003 aufgelöst worden. Seine Aufgaben werden neu vom Stab Chef der Armee wahrgenommen.

Das BAR beleuchtet aus diesem Anlass die wechselvolle Geschichte des Generalstabs in einer Ausstellung, die in enger Zusammenarbeit mit dem VBS realisiert wurde. Sie wurde am 19. August 2004 von Bundesrat Samuel Schmid und Bundesarchivar Christoph Graf im Beisein von Korpskommandant Christophe Keckeis eröffnet.

Im Zentrum der Ausstellung steht der Strategietisch im «War Room». Er thematisiert die Planung und die Kommunikation als zentrale Aufgaben des Generalstabs. Quellen des Bundesarchivs und Objekte des Vereins Schweizer Armeemuseum dokumentieren, wie sich die Anforderungsprofile für Generalstabsoffiziere gewandelt haben. Spannend sind Richtungsstreitigkeiten in der Sicherheitskonzeption sowie Herausforderungen bei der Rüstungsbeschaffung («Mirage-Affäre»). Eine Kartenwand mit Operationsplänen thematisiert eines der wichtigsten Arbeitsinstrumente des Generalstabs. Ein «Simulationsraum» vermittelt einen Eindruck von der virtuellen Welt der Strategiespiele. Besucher können sich an Hörstationen mit Biographien, Fakten und Daten sowie gesellschaftlichen Vernetzungen des Generalstabs vertraut machen. Auch Uniformen aus 200 Jahren und persönliche Effekten der Generäle Dufour, Herzog, Wille und Guisan sind zu sehen.

Die Ausstellung spricht eine breite Öffentlichkeit an. Für Schulklassen stehen Arbeitsmaterialien bereit. Ein Katalog ergänzt und vertieft in drei Teilen – Karte, Booklet und Guide – die Ausstellung. Für weitere Informationen vgl. *www.bundesarchiv.ch*

gk.



Kleiner taktischer Stab des St. Gotthard-Kommandos, mit Oberstleutnant im Generalstab Rudolf Matossi (2. v. l.) und Major im Generalstab Georg Bluntschli (2. v. r.). Bild: EMB / BAR

contact:

E-Mail: jtanner@hist.unizh.ch

[9] Boris Groy, Unter Verdacht: eine Phänomenologie der Medien, München, 2000.